Karl Homann / Andreas Suchanek

Methodologische Überlegungen zum ökonomischen Imperialismus

Abstract: Starting point is the thesis that economics - as well as other social sciences - is imperialistic with regard to the area of its subject, but not with regard to its approach. Underlying economics is the following schema: Try to explain under the presumption that actors maximize their expected utility under constraints. Conditions and possibilities of interdisciplinary research within all sciences being considered imperialistic are discussed according to this schema. Theoretical guide-lines are provided by the systematic connection of 'problem' and 'schema', as well as the concept of 'fruitfulness' as primary criterion of judgement.

1. Ökonomischer Imperialismus und die Forderung nach Interdisziplinarität

G. Fleischmann hat kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß die Theorieentwicklung, die wir heute mit dem Schlagwort "ökonomischer Imperialismus" kennzeichnen, in der ersten Hälfte der 60er Jahre in der Ökonomik keineswegs erwartet werden konnte. Zu dieser Zeit glaubte man vielmehr, die Ökonomik dadurch zu verbessern, daß man Fragestellungen und Ergebnisse benachbarter Sozialwissenschaften wie der Psychologie, Soziologie, Politologie in die Ökonomik einbezog (vgl. Fleischmann 1988). Insbesondere durch die Arbeiten von G. Stigler und G.S. Becker hat sich die ökonomische Fragestellung entgegen den Erwartungen der 60er Jahre auf zahlreiche 'Bereiche' ausdehnen lassen, deren Erörterung traditionell anderen Wissenschaften vorbehalten war. So haben wir heute ökonomische Theorien des generativen Verhaltens, des Rechts, der Demokratie, der Verfassung, der Moral, der Kriminalität etc.; ja sogar so seltsame Blüten wie eine ökonomische Theorie des Selbstmords (Hamermesh/Soss 1974) und eine ökonomische Theorie des Kirchenbesuchs (Azzi/Ehrenberg 1975) liegen inzwischen vor. Diese Entwicklung wird dadurch verstärkt, daß Autoren, die institutionell anderen wissenschaftlichen Disziplinen wie besonders der Soziologie, der Politologie und der Rechtswissenschaft, aber auch der Philosophie (Gauthier 1986) zuzurechnen sind, das Erklärungsschema der Ökonomik für ihre Disziplinen übernehmen.

Analyse & Kritik 11 (1989), S. 70–93 © Westdeutscher Verlag, Opladen

Die Ökonomik hat, so scheint es, die führende Position innerhalb der Sozialwissenschaften übernommen. Es gibt keine 'Bereiche' menschlichen Lebens, die der ökonomischen Analyse prinzipiell entzogen bleiben müssen. Formuliert die Ökonomik damit ihren "sozialwissenschaftlichen Omnipotenzanspruch" (Prisching 1983, 256)? Welchen Sinn und welches Recht haben dann die anderen Sozialwissenschaften? Handelt es sich bei ihnen lediglich um Relikte eines überholten Entwicklungsstandes, so daß das Verhalten ihrer Vertreter nur noch als 'Revierverhalten' einzuschätzen ist, das einer sachlichen Begründung entbehrt?

Der Terminus "ökonomischer Imperialismus" ist ursprünglich zur Kritik der Herrschaftsansprüche der Ökonomik geprägt worden; inzwischen wird er aber von den kritisierten Ökonomen durchaus als Bezeichnung ihrer eigenen Position akzeptiert. Allerdings ist uns niemand bekannt, der diesen 'Imperialismus' zum Nennwert nehmen würde und jenes reduktionistische Wissenschaftsprogramm propagierte, das die Kritiker aus anderen Wissenschaften, besonders aus Theologie und Philosophie, als Zielscheibe ihrer Kritik an der Ökonomik aufbauen. Allerdings stellen wir fest, daß die Zurückhaltung, die viele Ökonomen an den Tag legen und die den Ökonomen von ihren Kritikern so dringend angeraten wird, selten oder gar nicht theoretisch begründet wird. Wir finden lediglich viele Empfehlungen, Ermahnungen an den Ökonomen, nicht über das Ziel hinauszuschießen, und Plausibilitätserwägungen über die unvermeidbaren Grenzen jeder Wissenschaft. Doch handelt es sich hier durchweg um lediglich pragmatisch-politische oder moralisierend-selbstkritische Ad-hoc-Empfehlungen und nicht um Theorie. Hier scheint uns ein Defizit im Gespräch zwischen den verschiedenen Sozialwissenschaften zu liegen. Diese Problematik wollen wir aufgreifen und einige Überlegungen vortragen, die dazu dienen können, das Verhältnis der imperialistisch gewordenen Ökonomik zu den übrigen (Sozial-) Wissenschaften systematisch neu zu bestimmen.

Wir wollen im folgenden kein Modell von Interdisziplinarität in extenso ausbreiten, sondern gewissermaßen die Vorarbeit dazu liefern. Sie besteht in einer methodologischen Analyse des Erklärungsmodells bzw. des Erklärungsschemas - den Begriff "Schema" ziehen wir vor[1] - der Ökonomik, die zeigen soll, an welcher Stelle und in welchem Sinne das ökonomische Schema durchaus Raum läßt für alternative Erklärungsschemata, durch die andere Sozialwissenschaften konstituiert sind. Der vorgeschlagene Lösungsweg wird nicht in einer Einschränkung des Gegenstandsbereichs der Ökonomik liegen, sondern in einer Präzisierung der Problemstellung der Ökonomik, die davon ausgeht, daß es auch andere sinnvolle Fragestellungen als die nach Knappheit und Bewältigung der Knappheitsfolgen gibt.

Wir werden die Bedeutung der 'Probleme' für die Wissenschaften (Abschnitt 2) und den Unterschied zwischen Hypothesen und Erklärungsschema (3) herausarbeiten, um dann (4) anhand zentraler Bestandteile des

ökonomischen Forschungsprogramms deutlich zu machen, daß ein Erklärungsschema und seine Elemente methodisch anders zu behandeln sind und von den Forschern tatsächlich auch anders behandelt werden als empirische Hypothesen. Wir werden dann über Kriterien der Beurteilung von Theorien bzw. Schemata handeln (5), um schließlich das Thema der Interdisziplinarität unter Imperialismus-Bedingungen wieder aufzunehmen (6 und 7).

2. Probleme als Ausgangspunkt von Einzelwissenschaften

Max Weber schrieb 1904 in seinem berühmten "Objektivitäts"-Aufsatz: "Nicht die 'sachlichen' Zusammenhänge der 'Dinge', sondern die gedanklichen Zusammenhänge der Probleme liegen den Arbeitsgebieten der Wissenschaften zugrunde: wo mit neuer Methode einem neuen Problem nachgegangen wird und dadurch Wahrheiten entdeckt werden, welche neue bedeutsame Gesichtspunkte eröffnen, da entsteht eine neue 'Wissenschaft'." (1982, 166, hervorgehoben im Original)

Weber erweist sich damit als einer der Vorläufer einer Auffassung, die sich in der neueren wissenschaftstheoretischen Diskussion immer mehr durchsetzt: Einzelwissenschaften sind nicht durch bestimmte, nur der jeweiligen Wissenschaft exklusiv zugewiesene 'Gegenstandsbereiche' definiert, sondern durch die ihnen spezifischen Fragestellungen bzw. die ihnen jeweils eigenen Ansätze, die die 'Welt' unter dem Blickwinkel ihrer Fragestellung zu rekonstruieren versuchen. Insbesondere K.R. Popper wird nicht müde zu betonen, daß am Anfang jeder Wissenschaft ihre Problemstellung steht und Theorien im Hinblick auf eine Problemstellung entwickelt werden (z.B. 1969, 67).

Die Vernachlässigung des systematischen Bezugs jeder Theorie auf Probleme hat in der wissenschaftstheoretischen Diskussion zu Schwierigkeiten geführt, von denen eine hier stellvertretend angesprochen werden soll: Wir meinen das sogenannte Goodman-Paradox (Goodman 1975). Goodman ging aus von der Hypothese, daß alle Smaragde, die vor einem Zeitpunkt t untersucht worden sind, grün sind. Er führte nun ein neues Prädikat "grot" ein, das auf alle Gegenstände zutrifft, "die vor dem Zeitpunkt t untersucht wurden, wenn sie grün sind, aber auf andere Gegenstände dann, wenn sie grot sind" (98). Die Aussage, daß alle Smaragde rot sind, ist zum Zeitpunkt t ebenso gut bestätigt wie die Aussage, daß alle Smaragde grün sind. Goodmans Frage war, anhand welchen Kriteriums man solche offensichtlich unbrauchbaren Prädikate von vornherein ausscheiden könne. Dieses Problem löste in der Wissenschaftstheorie eine lebhafte Diskussion aus. W.W. Bartley präsentierte eine Lösung, die sofort verständlich ist, wenn man das oben Gesagte bedenkt: Es gibt in der Mineralogie kein Problem, für dessen Lösung die Einführung des Prädikats "grot" sinnvoll wäre (1981, 351).

Die Abhängigkeit der in einer Theorie benutzten Begriffe von der Problemstellung kann sich auch darin zeigen, daß der entsprechende Begriff einen Bedeutungswandel erfährt, durch den er sich vom alltagssprachlichen Gebrauch, aus dem er möglicherweise stammt, entfernt, und nur so die Möglichkeit gewinnt, seine systematische Leistung zu entfalten. Ein Beispiel für diesen Zusammenhang beschreibt F. Machlup: "The 'household' in price theory is not an object of study; it serves only as a theoretical link between changes in labour services supplied and in consumer goods demanded. The hypothetical reactions of an imaginary decision-maker on the basis of assumed internally consistent preference functions serve as the simplest and heuristically satisfactory explanation of empirical relationships between changes in prices and changes in quantities." (1967, 9, hervorgehoben von uns)

Es gibt wissenschaftliche Probleme, die in einer wohlformulierten Weise vorliegen: In der Sprache von T.S. Kuhn (1976) sind das die Probleme der normalen Wissenschaft, deren Tätigkeit er als Rätsellösen auslegt. Wenn es sich allerdings um Probleme handelt, die für ein Forschungsprogramm richtungweisend sind und die insbesondere über die (Neu-)Konstituierung wissenschaftlicher Disziplinen entscheiden, sind sie nicht in wohlformulierter Weise gegeben. Vielmehr ist es eine wesentliche Leistung von Theorien, sie allererst zu explizieren und damit einer Analyse zugänglich zu machen.

Dabei geht es im wissenschaftlichen Prozeß weniger darum, konkrete lebensweltliche Probleme zu lösen, es geht vielmehr um Forschungsprobleme, die sich durch hohen Allgemeinheits- und Systematisierungsgrad auszeichnen. So wurde vor M. Olsons Logik des kollektiven Handelns (1968) das Problem der Organisation großer Gruppen nicht als Forschungsproblem behandelt, obwohl der konkrete Fall jedem bekannt gewesen sein dürfte, der in einer großen Gruppe zu einer vernünftigen Entscheidung zu kommen versucht hat. Olsons Leistung besteht darin, durch die Unterscheidung zwischen großen und kleinen Gruppen das Problem mit den Mitteln der ökonomischen Theorie allererst formuliert und die weitreichenden Implikationen innerhalb des ökonomischen Forschungsprogramms aufgedeckt zu haben.

An diesem Beispiel wird deutlich, daß nicht nur Theorien systematisch vom Problem abhängig sind, sondern daß in gewisser Weise auch das Umgekehrte gilt. Dieser Zusatz "in gewisser Weise" ist entscheidend: Es war nicht die ausgearbeitete 'Theorie', die Olson die Bearbeitung des Problems im ökonomischen Forschungsprogramm ermöglicht hat, sondern die Idee, das Opportunitätskostenkonzept für die Fragestellung fruchtbar zu machen, d.h. das Problem zu reformulieren anhand des Erklärungsschemas der Ökonomik.

3. Das Schema als wissenschaftliches Problemlösungsinstrument

Die wissenschaftliche Weise des Umgangs mit (Forschungs-)Problemen besteht darin, die 'Welt' unter einem bestimmten Blickwinkel, eben dem der Problemstellung, zu rekonstruieren. Das bedeutet, daß alle Zusammenhänge erfaßt werden müssen, die für das Problem relevant sind. Das bedeutet zugleich, daß von allen Zusammenhängen abgesehen, abstrahiert wird, die im Hinblick auf die Problemstellung - vermutlich, vermeintlich - keine Rolle spielen. Die komplexe Wirklichkeit wird, so sagen wir, durch ein Schema in eine Ordnung gebracht. Erst so wird eine Analyse bestimmter Phänomene möglich. Das Schema gibt der Wirklichkeit bestimmte Kategorien vor, die untereinander in Beziehung stehen. Auf diese Weise können auf deduktivem Wege Theoreme und Hypothesen abgeleitet werden. Das Schema legt die Klassen von Variablen fest, die in einem einzelwissenschaftlichen Erklärungszusammenhang zugelassen sind. Daraus ergibt sich der - methodologisch bedingte - Zwang, alle Phänomene, die uns in der komplexen Wirklichkeit begegnen, in diese Klassen von Variablen 'einzusortieren'. Es gibt gewissermaßen nur diese 'Schubladen', andere sind nicht vorhanden bzw. gelten für die Bearbeitung der jeweiligen Probleme als nicht erforderlich.

Zweck des Schemas ist es, eine möglichst große Anzahl verschiedener Phänomene in einen gemeinsamen Erklärungszusammenhang stellen zu können. Auf diese Weise werden 'Dinge' bzw. 'Ereignisse' in Verbindung gebracht, die sonst nichts miteinander zu tun zu haben scheinen (vgl. Machlup 1955, 9). Es ist vorrangig diese Vereinheitlichungs- und Systematisierungsleistung - methodologisch gesprochen: das heuristische Potential -, wonach die Schemata zu beurteilen sind. Läßt ein Schema ein großes heuristisches Potential erwarten oder hat es dies bereits unter Beweis gestellt, so läßt sich aus methodologischer Sicht die Empfehlung geben, an diesem Schema festzuhalten, auch wenn es Schwierigkeiten bei der Anwendung gibt, die Vorgehensweise zunächst kontraintuitiv anmutet oder ihre Prämissen mit den Ergebnissen anderer Wissenschaften im Widerspruch zu stehen scheinen.

Es ist wesentlich, den Unterschied zu sehen zwischen dem Schema, das die zur Lösung eines bestimmten Typs von Problemen zugelassenen Kategorien im vorhinein festlegt, und den abgeleiteten Hypothesen, z.B. über menschliches Verhalten. Letztere, als beobachtbare Aussagen über die Wirklichkeit, lassen sich stets - zumindest prinzipiell - auf verschiedene Weise, d.h. anhand verschiedener Schemata herleiten: Beispielsweise läßt sich die gelegentlich als "Gesetz" bezeichnete Hypothese, daß Nachfragekurven negativ geneigt seien, nicht nur mit dem herkömmlichen mikroökonomischen Ansatz herleiten, sondern auch - wie Becker 1962 zeigte (1982, 167ff.) - aus der Annahme irrationalen Verhaltens (und zusätzlichen Annahmen über die Knappheit der Ressourcen und zugrundeliegenden Wahrscheinlichkeitsverteilungen). Methodologisch interessant ist nun nicht nur die Frage, ob die Nachfragekurve tatsächlich negativ geneigt ist,

interessant ist vor allem, mit welchem Ansatz nach dem Erfolg beider Ansätze in dieser Frage denn weiterhin gearbeitet werden soll. Becker selbst begründet seine Bevorzugung des traditionellen Ansatzes, der auf Maximierung und stabilen Präferenzen beruht, mit dem Hinweis auf die "fruchtbarere Perspektive" (167).

Mit der Unterscheidung zwischen Schema und Hypothese gewinnt eine weitere Unterscheidung an Bedeutung, die zwischen der Anwendung des Schemas einerseits und der Beurteilung, der Bestätigung/Falsifikation, der aus ihm abgeleiteten Hypothesen andererseits (vgl. Rosenberg 1984, 325). Die Ausbildung zum Wissenschaftler besteht zu einem nicht unerheblichen Teil im Erlernen der adäquaten Anwendung der Schemata; Examensprüfungen machen oft genug deutlich, daß dies nicht einfach ist. Beim ökonomischen Imperialismus beobachten wir nichts anderes als die Anwendung des ökonomischen Schemas auf verschiedene, traditionell von anderen Wissenschaften exklusiv bearbeitete 'Bereiche' und damit die Reformulierung von Problemen der Wirklichkeit bzw. der anderen Wissenschaften unter dem Blickwinkel des Knappheitsproblems. Dies ist zu unterscheiden von der Frage nach der Richtigkeit der mit Hilfe dieses Schemas gewonnenen Hypothesen.

Der methodologische Status des Schemas soll am Beispiel der Ökonomik näher erläutert werden.

4. Das Schema der Ökonomik

Das Schema der Ökonomik geben wir wieder durch folgenden Satz: Erkläre so, daß Akteure ihren erwarteten Nutzen unter Restriktionen maximieren. Diesen Satz fassen wir als Explikation des homo oeconomicus und seines modernen Nachfahren REMM, des Resourceful Evaluative Maximizing Man (Meckling 1976); dieser Satz expliziert auch das 'Rational-Choice-Model'. Der Satz enthält eine Anweisung bzw. Empfehlung, wie mit dem jeweiligen explanandum zu verfahren ist; er gehört damit in den systematischen Zusammenhang der Heuristik. - Wir gehen den Satz genauer durch.

1. Mit den "Akteuren" sind Individuen gemeint; W.H. Meckling spricht daher vom "Model of the Individual" (545). Das Erklärungsschema der Ökonomik legt so den 'methodologischen Individualismus' zugrunde. Der Zusatz "methodologisch" zeigt bereits, daß die Anweisung, auf Handlungen und Entscheidungen von Individuen zurückzugehen, eine methodische Anweisung ist. Keineswegs wird ontologisch behauptet, daß die soziale Welt aus Individuen besteht, noch wird normativ das Individuum als höchster Wert in der Sozialphilosophie ausgezeichnet: Durch die methodische Anweisung, soziale Tatbestände durch Rückführung auf individuelle Handlungen und Entscheidungen zu erklären, wird keineswegs verboten, hinter das Indivi-

duum auf die dem individuellen Handeln zugrundeliegenden biochemischen Prozesse oder genetischen Ausstattungen zurückzugehen. Der methodologische Individualismus schließt einen solchen Reduktionismus keineswegs logisch - und schon gar nicht moralisch - aus, er empfiehlt nur, bis auf weiteres, solange keine besonderen Gründe vorliegen, die biochemischen Prozesse und genetischen Ausstattungen nicht explizit in dem Erklärungszusammenhang zu berücksichtigen, weil man damit den Zusammenhang dieser Dinge mit dem Problem, das es zu klären gilt, nicht (lückenlos) aufweisen kann. Anders gesagt: Für die Zwecke der sozialwissenschaftlichen Erklärung reicht es - in aller Regel - aus, auf die Entscheidungen von Individuen zurückzugehen. Ebensowenig schließt der methodologische Individualismus aus, daß man zur Erklärung sozialer Tatbestände haltmachen kann, bevor man auf das Individuum zurückgegangen ist. Man kann durchaus mit Gruppen, aggregierten Größen argumentieren, dies hat dann den Charakter einer 'abgekürzten Redeweise'. Allerdings kann es auch hier gute Gründe geben, die aggregierte Größe in Individuen aufzulösen: Das Programm der mikroökonomischen Fundierung der Makroökonomik folgt dieser Strategie.

Der methodologische Individualismus stellt eine reine Zweckmäßigkeitsempfehlung für sozialwissenschaftliche Forschungen dar, von der bei Vorliegen besonderer Gründe durchaus abgewichen werden kann. Damit ist auch der Vorwurf gegenstandslos geworden, daß der methodologische Individualismus die Individuen als isoliert gegeneinander ansetzt; er hat das Gegenteil immer explizit betont.

Entscheidend in diesem Zusammenhang ist nun, daß mit einer 'Aufweichung' des methodologischen Individualismus in der einen oder anderen Richtung, also beim Rückgang hinter das Individuum oder beim Stehenbleiben bei Aggregaten, der methodologische Individualismus keineswegs 'falsifiziert' ist. Er bleibt eine bis auf weiteres zweckmäßige Empfehlung in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Wie weit dieser Empfehlung gefolgt wird, unterliegt einem gewissen, wenn auch keineswegs einem beliebigen Spielraum.

2. Der Satz drückt als Verhaltensannahme die bekannte Nutzenmaximierung aus. Gemeint ist der individuelle Nutzen. Er wird angesetzt mit seinem Erwartungswert, worauf hier nicht weiter eingegangen wird. Das Streben nach 'Maximierung des erwarteten Nutzens' wird in der Literatur zusammengefaßt als die Rationalitätsannahme der Ökonomik, der wir uns nun zuwenden.

Die Annahme des Rationalverhaltens behauptet keineswegs, daß alle Menschen sich zu allen Zeiten rational im Sinne der Ökonomik verhalten. Ökonomen geben durchaus zu, daß Menschen sich irrational verhalten. Wie Becker insbesondere zeigt, halten sie dennoch an dieser Annahme fest.

McKenzie/Tullock (1984) argumentieren, daß sogar Geisteskranke und niedere Lebewesen sich an Veränderungen in der Umwelt rational anpassen; genauer müßte man sagen: Sie reagieren dergestalt, daß sich diese Reaktion als rational rekonstruieren läßt. Diese Ökonomen setzen die Anforderungen an den Rationalitätsbegriff so weit herab, daß er universal anwendbar wird. Damit wird er zugleich in einem gewissen Sinne entleert, aber dies tut der Fruchtbarkeit seiner Verwendung in sozialwissenschaftlichen Erklärungszusammenhängen keinen Abbruch. Ökonomen setzen die Rationalitätsannahme, um eine Suchanweisung zu gewinnen. Diese Annahme lautet: Menschen verhalten sich auf Umweltänderungen systematisch und nicht zufällig (vgl. Becker 1982, 152).[2] Auch bei der Rationalitätsannahme handelt es sich ersichtlich um eine Empfehlung für die Forschung, die primär aus Gründen der Theoriebildung formuliert wird.

Ähnlich verhält es sich mit der in dem Satz ausgedrückten Maximierungsannahme. H.A. Simon (1966) hat die Maximierungsannahme durch die Satisfizierungsannahme zu ersetzen versucht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es Phänomene von der Art gibt, die Simon zur Stützung seines Vorschlags anführt. Die Frage ist nur, ob es eine sinnvolle Theoriebildungsstrategie ist, diese Phänomene so zu erklären, als ob die Akteure einem Satisfizierungskalkül folgten. Ökonomisch könnte man auch anders erklären: Akteure maximieren unter der Restriktion, daß die Kosten weiterer Informationen den erwarteten Ertrag dieser Informationen übersteigen.

Ähnliches gilt für die in der Literatur mehrfach festgestellte 'Entleerung' der Kategorie des Nutzens. B. Biervert und J. Wieland (1987, mit weiterer Literatur) haben die Geschichte im einzelnen nachgezeichnet, ähnliche Überlegungen zum Nutzenbegriff des klassischen Utilitarismus finden sich bei U. Gähde (1989). Die entscheidende Frage lautet: Wie ist diese 'Entleerung' des Nutzenbegriffs zu bewerten?

Biervert und Wieland beurteilen offenbar diese 'Entleerung' des Nutzenbegriffs eher kritisch, sie sehen darin einen Bedeutungsverlust der ökonomischen Theorie. Die Beschreibung dieses Prozesses ist insofern richtig, als die kardinale Nutzentheorie einen präzisen Sinn des Nutzenbegriffs hatte, nämlich den materiellen Wohlstand, wie R. Cooter und P. Rappoport (1984) gezeigt haben. Die Ausführungen bei Gähde sind unter dem Aspekt der Methodologie von besonderem Interesse: Das Utilitätsprinzip gehört für ihn, in den Kategorien von I. Lakatos (1982), zum harten Kern des Utilitarismus, der über die verschiedenen Ausprägungen bei J. Bentham, J.S. Mill und H. Sidgwick grundsätzlich verteidigt wird; die immanenten Schwierigkeiten des Utilitarismus fangen sie im 'Schutzgürtel' ab, aber diese Änderungen im 'Schutzgürtel' wirken sich in Bedeutungsverschiebungen im Nutzenbegriff selbst aus. Der Nutzenbegriff, der in der kardinalen Konzeption einen präzisen Sinn hatte, ist zu einem Element im Erklärungsschema der Ökonomik geworden, für das die Beurteilung wahr/falsch offen-

sichtlich verfehlt ist. Dieser Logik vermag sich auch G. Wiswede in einem Review-Artikel über das Verhältnis von Ökonomik und Psychologie nicht zu entziehen: Anfangs beklagt er die 'Verwässerung' des Nutzenbegriffs (1988, 522), kommt aber am Ende zu dem Schluß, daß "die Nutzentheorie für beide Disziplinen einen gemeinsamen Theoriekern abgeben könnte" (580, hervorgehoben im Original).[3]

3. Ähnlich verhält es sich auch mit der Annahme von der Stabilität der Präferenzen, die nach Becker in dem oben angeführten Satz impliziert ist. Diese Annahme ist stark angezweifelt worden, mit empirisch sicherlich guten Gründen, wenn auch der Kritik mancher Autoren entgegenzuhalten ist, daß Becker ausdrücklich nicht die üblicherweise in der Ökonomik vorkommenden Präferenzen gemeint hat, sondern "tieferliegende Präferenzen" (1982, 4). Man sieht hier deutlich seine Strategie, von den üblichen Präferenzen auf eine allgemeinere Fassung der Präferenzen zurückzugehen, um den Präferenzenbegriff universal, also insbesondere auch interkulturell, anwendbar zu machen. Das für unseren Zusammenhang Interessante ist jedoch, daß Becker durchaus einen Wandel auch dieser tieferliegenden Präferenzen zuläßt, und die Frage ist, warum er gleichwohl von dieser Annahme ausgeht. Die Antwort lautet: Wenn der Ökonom mit einer Variation von Präferenzen einsetzt, kann er nichts mehr 'erklären'. Jedes veränderte Verhalten kann er dann auf veränderte Präferenzen zurückführen, und damit ist das Problem, verändertes Verhalten zu erklären, verfehlt. Es handelt sich erklärtermaßen um eine aus forschungsstrategischen Gründen gesetzte zweckmäßige Annahme, worauf auch andere Autoren hinweisen (vgl. Brennan/Buchanan 1985, 46ff.; Wiswede 1988, 526). Wenn bestimmte explananda sich einer Erklärung unter Zugrundelegung dieser Annahme fortgesetzt und hartnäckig widersetzen, ist auch hier durchaus ein Abgehen von dieser Annahme zugelassen. Damit aber ist diese Annahme nicht falsifiziert, die Kategorie der Falsifikation ist der Problematik unangemessen. Die Annahme hat einen ganz anderen Stellenwert, sie stellt - in Langfassung gesagt - eine Empfehlung dar, wie das Nachdenken über die Realität zu organisieren ist, wovon man zunächst (!) ausgehen und was man zuletzt erst preisgeben sollte. S. Lindenberg hat in einer Kritik an C.C. von Weizsäckers (1984) Versuch einer endogenen Erklärung des Präferenzenwandels dieses Forschungsprogramm als "heuristically inferior to the strategy generated by the Stigler-Becker program" erklärt, weil entgegen der Absicht die Analyse der Umwelt aus dem Blick gerät (1984, 96). Gerade an diesem Beispiel wird deutlich, daß sorgfältig zu unterscheiden ist zwischen der Verwendung eines Satzes als (Teil eines) Erklärungsschema(s) und als empirischer Hypothese.

Das gängige Erklärungsschema der Ökonomik ist für unsere Zwecke hinreichend erörtert. Abschließend sei auf andere grundlegende Schemata hingewiesen, die im Rahmen der modernen Ökonomik und in den benachbarten Sozialwissenschaften eine ähnliche Rolle spielen.

Für T. Hobbes ist das Zusammenleben der Menschen im Naturzustand ein bellum omnium contra omnes. Dieser Auffassung scheint diametral gegenüberzustehen die Auffassung von J. Rawls, für den die Gesellschaft "ein Unternehmen der Zusammenarbeit zum gegenseitigen Vorteil" darstellt (Rawls 1979, 105). Philosophen und Theologen streiten nun gern darüber, ob die Gesellschaft das eine oder das andere 'ist'; offenkundig ist aber diese Frage völlig verfehlt. Ein methodologisch reflektierter Wissenschaftler wird betonen, daß Hobbes und Rawls mit diesen Bestimmungen jeweils ein auf ein besonderes Problem bezogenes Schema in unserem Sinne verwenden und keine Behauptung darüber machen, was die Gesellschaft nun 'wirklich' ist. Hobbes modelliert das Problem, daß zur Etablierung einer gesellschaftlichen Ordnung das, wie wir heute sagen, Gefangenendilemma gelöst werden muß, und Rawls formuliert die Bedingung, unter der allen Mitgliedern einer Gesellschaft eine freie Zustimmung zur Herrschaft möglich ist. Weil beide Gesellschaftsbegriffe auf verschiedene Probleme bezogen sind, sind sie nicht inkompatibel. Wie J.M. Buchanan zeigt, kann man von einer Hobbesschen Problemstellung ausgehen und zugleich in einem Schema, das dem von Rawls gleichkommt, auch die andere Problematik der Legitimation von Herrschaft erörtern, ohne inkonsistent zu werden (vgl. Buchanan 1984). Im übrigen finden sich auch bei Rawls selbst Anklänge an Hobbes, etwa wenn er fragt, welche Gerechtigkeitsgrundsätze der einzelne "für eine Gesellschaft wählen würde, in der ihm sein Feind einen Platz zuweisen kann" (1979, 178).

Erinnern wollen wir hier noch an das Schema der Soziologie, das sich niedergeschlagen hat im homo sociologicus, in dem das Verhalten der Menschen aus der Übernahme von Rollen, die die Bezugsgruppen von ihnen erwarten, oder aus der Befolgung von Normen, Tabus, Traditionen erklärt wird. Ähnlich verfährt die moderne Soziobiologie, in der das Verhalten von Lebewesen einschließlich der Menschen erklärt wird nach dem Schema, daß die Gene ihre eigene Existenz durch maximalen Fortpflanzungserfolg der Individuen anstreben. In der Soziologie hängen die Individuen gewissermaßen an den Fäden der Rollenerwartungen, Normen und Tabus, in der Soziobiologie an den Fäden der Gene.

Die seriösen Vertreter beider Wissenschaften wissen, daß dies zwar Sätze <u>in</u> einer empirischen Theorie, aber <u>keine empirischen</u> Sätze sind. Es handelt sich für R. Dahrendorf und R. Dawkins (1978) um Erklärungsansätze, die der empirischen Forschung vorausliegen und diese erst ermöglichen. Dahrendorf erklärt: "Es ist klar, daß die Annahme, alle Menschen verhielten sich stets rollengemäß, empirisch falsch ist." (1986a, 198) Als ob er M. Friedmans berühmten Aufsatz "On the Methodology of Positive Economics" (1953) gelesen hätte, lehnt er den 'Realismus' der Annahmen als Bedingung für gute Hypothesen ab und betont: "Extreme Vertreter der modernen deduktiven Wissenschaftslogik - darunter vor allem K.R. Popper - drücken diesen Sachverhalt gelegentlich sogar so aus, daß eine Theorie

desto besser sei, je weniger realistisch ihre Annahmen seien." (1986a, 198) Der Grund für die Übernahme solcher Annahmen, 'Postulate', liegen bei Dahrendorf eindeutig in der Fruchtbarkeit, die sie für die empirische Forschung besitzen. Und 'Fruchtbarkeit' hängt systematisch an dem 'Problem', das die Forschung zu lösen hat. Diese Beziehung gilt auch für Probleme anderer Art, so für die Abschätzung von Wohlfahrtswirkungen alternativer institutioneller Arrangements: Unter Hinweis u.a. auf diesen Aspekt haben G. Brennan und J.M. Buchanan (1985, 46ff.) in ihrer differenzierten Analyse die Verwendung des homo oeconomicus gerechtfertigt.

Wir fassen zusammen: Eine Einzelwissenschaft wird nicht durch einen Gegenstandsbereich konstituiert, der von ihr exklusiv bearbeitet wird, sondern durch eine Fragestellung und ein Erklärungsschema. Fragestellung und Schema sind systematisch aufeinander bezogen. Sie gehen der empirischen Forschung voraus und leiten und strukturieren diese. Damit sind Fragestellung und Schema der empirischen Widerlegung in dem Sinne, in dem eine Hypothese falsifiziert werden kann, entzogen; sie sind damit aber nicht der kritischen Diskussion ihrer Fruchtbarkeit entzogen. Für die Bevorzugung oder Ablehnung eines Schemas müssen andere Gesichtspunkte als die der empirischen Verifizierung oder Falsifizierung angeführt werden. Das wichtigste, andere Aspekte zusammenfassende Kriterium ist die heuristische Fruchtbarkeit.

5. Fruchtbarkeit als systematisch primäres Kriterium der Beurteilung

Um die Frage nach der Beurteilung von wissenschaftlichen Theorien schärfer fassen zu können, unterscheiden wir hier drei Ebenen. Diese Unterscheidung ist angelehnt an die in der Semiotik verwendete Dreiteilung von Syntax, Semantik und Pragmatik. Dort geht es um die verschiedenen Aspekte bei der Untersuchung von Zeichen. Die Syntax behandelt die Beziehungen der Zeichen untereinander, die Semantik die Beziehung von Zeichen zum Bezeichneten und die Pragmatik die Beziehung von Zeichen zum Benutzer des Zeichens. Was dort die Dimensionen des Zeichens betrifft, wird hier übertragen auf Ebenen der Beurteilung von Theorien. Auch wenn die Unterscheidung der Ebenen nicht trennscharf durchgeführt werden kann, sondern Interdependenzen bestehen, meinen wir doch, daß diese Unterscheidung hinreichend fruchtbar ist.

Die erste Ebene betrifft Fragen der logischen Kohärenz oder Konsistenz der Theorien einschließlich des Schemas selbst. Es ist zu vermuten, daß in den empirischen Wissenschaften diese Fragen zwar fundamental sind, aber praktisch eher einen nachgeordneten Rang haben, da sie in der Regel relativ rasch geklärt werden. Eine Theorie, die auf - für das Problem und seine Lösung relevanten - logischen Fehlern beruht, wird nicht lange

überleben, zumal die Anreize innerhalb der Forschergemeinschaft hoch sind, solche Fehler nachzuweisen (vgl. Olson 1979, 137f.).

Die zweite Ebene betrachtet die Relation der Korrespondenz zwischen den aus der Theorie abgeleiteten Hypothesen und den in empirischen Untersuchungen gewonnenen Daten.

Die der Pragmatik entsprechende dritte Ebene betrifft die Relation von Problem und Schema. Das entscheidende Kriterium dieser Ebene ist die Fruchtbarkeit bzw. das heuristische Leistungspotential des Schemas.

Während der Zeit der Dominanz des Hempel-Oppenheim-Schemas und auch bei Poppers Logik der Forschung (1984) stand die zweite Ebene im Mittelpunkt der methodologischen Diskussion. Die Dichotomisierung in Entdeckungs- und Begründungszusammenhang und die Konzentration auf Fragen der Bestätigung bzw. Falsifikation von Theorien hatte lange Zeit den heuristischen Aspekt in den Hintergrund gedrängt (dazu Nickles 1980). Gleiches gilt für die Diskussion zur Methodologie der Ökonomik (vgl. Tarascio/Caldwell 1979, 984ff.). Eine Theorie ist jedoch auch danach zu beurteilen, wie bedeutend ihr Potential zur Hervorbringung neuer problemrelevanter Einsichten sein könnte. Dies ist nicht allein und nicht einmal primär eine Frage der empirischen Richtigkeit/Falschheit der abgeleiteten Hypothesen. Das heißt auch, daß eine Beurteilung allein nach Kriterien der zweiten Ebene keinesfalls ausreichen kann. Wir meinen sogar, daß die dritte Ebene als systematisch primär zu betrachten ist. Eine Theorie kann beispielsweise logisch konsistent sein und zu empirisch zutreffenden Hypothesen führen, gleichwohl im Hinblick auf die Problemstellung eher negativ zu beurteilen sein, weil keine interessanten neuen Einsichten hervorgebracht werden. Es ist I. Lakatos gewesen, der in diesem Zusammenhang auf die Unterscheidung zwischen degenerierenden und progressiven Problemverschiebungen aufmerksam gemacht hat (1982, 33ff.). Das oben vorgebrachte Beispiel von Becker zeigte, daß verschiedene Schemata zu den gleichen Hypothesen gelangen können. Damit ist aber keineswegs impliziert, daß die verschiedenen Schemata gleich leistungsfähig sind. Dies ist jedoch die wichtigste Frage, wenn man bedenkt, daß es in der Wissenschaft darum geht, Probleme zu stellen und zu lösen. Damit soll nicht gesagt werden, daß die Korrespondenz unwichtig wäre, vielmehr wird betont, daß sich die Frage nach der Korrespondenz systematisch erst nach der Frage der Anwendung eines Schemas auf ein Problem stellt. Aus diesem Grund meinen wir, daß die Fruchtbarkeit bzw. die Frage nach dem heuristischen Leistungspotential nicht, wie das häufig geschieht (z.B. bei Tarascio/Caldwell 1979, 992), als ein Kriterium unter vielen, sondern als systematisch vorrangig anzusehen ist.

Es gilt dabei jedoch zu bedenken, daß Fruchtbarkeit kein Kriterium ist, das sich algorithmisieren läßt, jedenfalls nicht in bezug auf Forschungs-

programme und schon gar nicht sub specie aeternitatis. Es kann bei methodologischen Reflexionen dieser Art nur darum gehen, zur Rationalität der 'kritischen Diskussion' beizutragen durch den Hinweis auf Gesichtspunkte und Unterscheidungen, die bei der Beurteilung eine Rolle spielen könnten. Der Rahmen, in dem diese Diskussion stattfindet, ist die Heuristik, deren Bedeutung in den letzten 15 Jahren zunehmend erkannt wird (vgl. Albert 1978, 45ff.; Homann 1988, 88ff., mit weiterer Literatur).

6. Imperialismus und alternative Schemata: Die Rolle des 'Übersetzens'

Die bisherige Methodologie der Sozialwissenschaften hat sich insbesondere darum bemüht, konkurrierende Hypothesen gegeneinander zu testen. Solche Hypothesen können aus derselben Einzelwissenschaft oder aus verschiedenen Einzelwissenschaften stammen. Eine solche Prüfung ist im Prinzip möglich, die Tatsache, daß die Hypothesen gegebenenfalls aus verschiedenen Schemata generiert wurden, macht es nicht unmöglich zu prüfen, ob a oder non-a eintritt. Diese Prüfung konkurrierender Hypothesen ist auch unerläßlich, wenn man sich dem wissenschaftlichen Fortschritt verpflichtet weiß.

Wir wollen hier darauf aufmerksam machen, daß der Prüfung konkurrierender Hypothesen aus verschiedenen Einzelwissenschaften, die verschiedenen Erklärungsschemata folgen, immer gleichzeitig auch eine zweite Funktion zukommt, die bislang zu wenig beachtet worden ist. Wenn die Hypothese a, entwickelt aus dem Schema A, gegen die Hypothese b, entwickelt aus dem Schema B, getestet wird und sich unterlegen erweist, dann ist zwar die Hypothese a 'falsifiziert', nicht aber das Schema A. Das Schema kann durch einen solchen empirischen Test nicht 'falsifiziert' werden. Eine 'Falsifizierung' von a kann A durchaus in Geltung lassen, sie schränkt in diesem besonderen Fall lediglich den Geltungsbereich von A oder besser: die - vermutete - Fruchtbarkeit der Anwendung von A in einem bestimmten Bereich, ein. Der Test zwischen konkurrierenden Hypothesen, die aus verschiedenen Schemata abgeleitet werden, urteilt somit einerseits über die Valenz der Hypothesen, andererseits zugleich immer über den Bereich der fruchtbaren Anwendung der jeweiligen Schemata. Über den Vergleich von Hypothesen erhalten wir damit so etwas wie eine 'Landkarte', in der die Grenzen der vermuteten Fruchtbarkeit von Schemata eingezeichnet sind, die natürlich ständig korrigiert werden (können). Wir können dann z.B. sagen, für welche Phänomene bzw. Probleme wir auf soziologische Erklärungsmuster zurückgreifen können und für welche Phänomene wir besser nicht von Rollenerwartungen, Normen, Tabus ausgehen, die die Menschen leiten und beherrschen, sondern von ökonomisch kalkulierenden Entscheidungssubjekten. Konkurrierende Hypothesen, auch wenn sie aus verschiedenen Schemata abgeleitet sind, schließen sich in der Tat aus, konkurrierende Schemata aber nicht, oder besser: Konkurrierende Schemata sind

nicht in demselben Sinn 'konkurrierend', in dem Hypothesen als 'konkurrierend' bezeichnet werden. Ein Schema bleibt in Gebrauch und in Geltung, solange es eine sinnvolle Problemstellung gibt, zu deren Lösung dieses Schema benötigt wird. Solange es andere sinnvolle Problemstellungen gibt als die, die auf Knappheit und Bewältigung der Knappheitsfolgen abstellen, gibt es legitimerweise alternative Schemata in den Sozialwissenschaften. Der weite Bereich der Sozialwissenschaften, so wie sie heute ausgebildet sind, würde sehr verarmen, wenn wir die Problemstellungen und die ihnen entsprechenden Schemata auf eine einzige Fragestellung reduzieren würden: Viele interessante Erkenntnisse müßten verloren gehen. So hat G. Fleischmann darauf aufmerksam gemacht, daß die ökonomische Theorie der Strafe bei Kriminologen deshalb wenig Anklang findet, weil diese eine andere Problemstellung haben, nämlich die der Resozialisierung (1988, 29). Es handelt sich zweifellos um eine sinnvolle Fragestellung, und man sollte in der Sozialwissenschaft darauf nicht verzichten wollen.

Jede Einzelwissenschaft wendet sich dem Gesamt der sozialen Wirklichkeit zu mit der Anweisung, diese gesamte Wirklichkeit ausschließlich nach dem Schema, das sie konstituiert, zu erklären. Insofern ist jede Einzelwissenschaft im Prinzip imperialistisch. Das Problem, das bisher nicht gelöst wurde, betrifft die Möglichkeit und Eigenart von interdisziplinärer Forschung unter dieser Voraussetzung. Im Kern kann es dann bei der Interdisziplinarität nur darum gehen, die Ableitungen im Rahmen der einen imperialistischen Wissenschaft in Ableitungen im Rahmen der anderen gleichermaßen imperialistischen Wissenschaft zu 'übersetzen'. In gewisser Weise sind die Schemata natürlich nicht ineinander zu 'übersetzen', weil sie auf andere Probleme berechnet sind. Insofern ist der Terminus des "Übersetzens" hier mit Bedacht gewählt, er wird übernommen aus der Erläuterung von T.S. Kuhn zu seiner umstrittenen These von der Inkommensurabilität von Paradigmen. Paradigmen sind für Kuhn 'inkommensurabel' in dem Sinne, wie zwischen der Übersetzung von einer Sprache in eine andere Sprache und dem Sprechen und Denken in einer Sprache, durchaus auch in einer später erlernten Sprache, ein Unterschied bestehen bleibt (1976, 209ff.). Eine Übersetzung von einem Schema in ein anderes ist möglich, es bleibt aber eine Differenz zwischen dem Übersetzen einerseits und dem Denken und Arbeiten in einem anderen Schema andererseits, mag der Übergang auch fließend sein. Diese Differenz ist u.E. nicht zu beklagen, sondern für die Forschung fruchtbar zu machen.

Wie beim Übersetzen von einer Sprache in eine andere Sprache begegnet einem auch hier das Problem, daß es keine genauen Entsprechungen zwischen den Worten, Begriffen, Definitionen etc. gibt. Aus diesem Grunde ist bei der normalen Übersetzung immer auch das Bedeutungsumfeld der Worte, tendenziell sogar die ganze Sprache, in Betracht zu ziehen, um die geeignete Übersetzung zu finden. In stärkerem Maße noch gilt das bei durchgebildeten wissenschaftlichen Theorien, die auf verschiedenen

Schemata fußen. Der Grund für die Möglichkeit der Übersetzung von Themen anderer Sozialwissenschaften in das Schema der Ökonomik ist darin zu sehen, daß alles menschliche Verhalten ausnahmslos der Bedingung der Knappheit unterliegt: Übersetzen in das Schema der Ökonomik heißt, die fraglichen Zusammenhänge aus anderen Wissenschaften auf das Problem der Knappheit umzuformulieren. An drei Beispielen wollen wir zeigen, daß traditionell von anderen Wissenschaften bearbeitete Themen der Übersetzung in das Schema der Ökonomik fähig sind und daß diese Übersetzung zu außerordentlich fruchtbaren Erkenntnissen führen kann.

1. Als eines der größten Hindernisse für die interdisziplinäre Arbeit erweist sich das Problem, daß häufig die 'falschen' Elemente aus verschiedenen wissenschaftlichen Theorien miteinander in Beziehung gesetzt werden. Unser erstes Beispiel macht deutlich, wie erst eine Übersetzung der Grundzüge eines ganzen Forschungsprogramms in das ökonomische Schema es möglich macht, die 'richtigen' Elemente aus verschiedenen Forschungsprogrammen miteinander in Beziehung zu setzen. Das Paradebeispiel hierfür ist das Wort "Egoismus", wie es in der Moralphilosophie und -theologie einerseits und im ökonomischen Erklärungsprogramm andererseits verwendet wird. Um es vorweg zu sagen: Der moralphilosophische 'Egoismus' hat mit dem ökonomischen 'Egoismus' außer der gleichen Bezeichnung nichts gemein; Begriffe, die in verschiedenen Forschungsprogrammen verwendet werden, bedeuten in aller Regel niemals dasselbe, sondern Verschiedenes, da sie auf verschiedene Probleme bezogen sind. Man kann in ein elaboriertes Forschungsprogramm weder umgangssprachliche, lebensweltlich verwendete Bedeutungen von Worten noch Begriffsbestimmungen aus anderen Forschungsprogrammen hineintragen. Wenn man den ganzen Zusammenhang in Betracht zieht, ist der systematische Ort der Moral in einer Marktwirtschaft nicht dort zu suchen, wo in der Ökonomik das mit moralischen Konnotationen behaftete Wort "Egoismus" vorkommt, der systematische Ort der Moral in einer Marktwirtschaft unter Konkurrenzbedingungen ist vielmehr in der Rahmenordnung zu sehen, jener Rahmenordnung, in der man zunächst keinerlei moralische Konnotationen findet und keine moralische Bedeutung vermutet (vgl. Homann 1988a, 114ff.). Es ist die große Leistung des Ordoliberalismus, den systematischen Ort der Moral in der Marktwirtschaft auf diese Weise bestimmt zu haben.

Die nächsten zwei Beispiele zeigen, wie Zusammenhänge, die traditionell in der Soziologie, aber auch in der Rechtswissenschaft und Sozialphilosophie behandelt werden, erst durch die Umformulierung der Grundzüge des gesamten Argumentationszusammenhangs auf den Knappheitsaspekt so 'zubereitet' werden, daß sie - mit großem wissenschaftlichen Erfolg - der ökonomischen Betrachtung unterworfen werden können.

2. Das bedeutendste Beispiel dafür ist die moderne Institutionenökonomik. Wir fassen den Begriff der "Institution" hier so weit, daß Organisationen,

Verfassungen, Gesetze, moralische und gesellschaftliche Normen sowie Sitten und Tabus darunter fallen. Seit Institutionen dieser Art als öffentliche Güter verstanden werden, konnte ein beträchtlicher Teil dessen, was W. Eucken dem 'Datenkranz' zugewiesen hatte, der zwar als ökonomisch bedeutend, aber der ökonomischen Betrachtung für nicht zugänglich erklärt wurde, dem ökonomischen Kalkül unterworfen werden. Daraus ist der gegenwärtig wohl fruchtbarste Forschungszweig der modernen Ökonomik entstanden. Grundlegend ist die Einsicht, daß es für die nutzenmaximierenden Akteure unter den Knappheitsbedingungen der Realität vorteilhaft ist, in bestimmten, meist sich wiederholenden Fällen case-by-case-Entscheidungen zugunsten standardisierter Entscheidungen, Regeln, aufzugeben; die Entscheidungen über diese Regeln sind dann die Regel-Entscheidungen oder die konstitutionellen Entscheidungen (Vanberg 1988a).

Parallel zur Entwicklung in der Ökonomik ist die Entwicklung im philosophischen Utilitarismus verlaufen. Der Utilitarismus ist gewissermaßen die 'geborene' philosophische Grundlage für die Ökonomik. Als moralisch gut wird im Utilitarismus eine Handlung bezeichnet, die dem Utilitätsprinzip folgt, die also den Nutzen aus dieser Handlung maximiert. Seit den Tagen J. Benthams wendet die Moralphilosophie gegen den Utilitarismus ein, daß er intuitiv nicht plausibel ist und zu unannehmbaren Konsequenzen führt. Auch zeigt die empirische Beobachtung, daß die Menschen keineswegs bei jeder einzelnen Handlung den Nutzen kalkulieren. Hier hilft die 1936 von R.F. Harrod der Sache nach entwickelte, 1959 von R.B. Brandt so bezeichnete Unterscheidung zwischen Handlungsutilitarismus und Regelutilitarismus weiter: Der Regelutilitarismus verschiebt die ökonomische Kalkulation der Handlungsfolgen von der Einzelhandlung auf die Regel, nach der die Einzelhandlung stattfindet. Moralisch gut ist ein Handeln dann, wenn es einer Regel folgt, die im Vergleich mit anderen Regeln den Nutzen der Gesellschaft maximiert. Damit werden auch im philosophischen Utilitarismus Regeln der ökonomischen Betrachtung zugänglich gemacht (vgl. dazu Homann 1988, 245ff., mit Literatur).

Wenn Regeln, Institutionen für die Gesellschaft nützlich sind (vgl. grundlegend Buchanan 1984), tritt das Folgeproblem auf, ob und unter welchen Bedingungen die Individuen diese Regeln auch beobachten. Schließlich haben sie bei der Erstellung des öffentlichen Gutes einen Anreiz, sich daran nicht zu beteiligen. Die Problematik wird gegenwärtig im Rahmen einer Art 'ökonomischer Theorie der Moral' intensiv diskutiert. Überlegungen von der Art dieser konsequent im Schema der Ökonomik gehaltenen Analysen sind auch für die Moralphilosophie von größter Bedeutung (vgl. Vanberg 1988, 1988a; dazu Homann 1989, mit weiterer Literatur). Die Philosophie beginnt, solche konsequent ökonomischen Überlegungen in ihre Analysen einzubeziehen (vgl. Gauthier 1986; Meran 1988).

3. Unser drittes Beispiel betrifft die Ausführungen von D.C. North zur Wirtschaftsgeschichte. Er erhebt den Anspruch, das neoklassische Erklärungsschema der Ökonomik durch Einführung der 'Ideologie' zu erweitern, also einer Thematik, für die traditionell die Soziologie zuständig ist. Er setzt in seiner Problemexposition voraus, daß Regeln für die Gesellschaft vorteilhaft sind, und greift dann das im Rational-Choice-Modell ungelöste Problem auf, warum Individuen sich häufig nicht als Trittbrettfahrer verhalten, sondern den als vorteilhaft erkannten Regeln auch tatsächlich folgen. Seine Antwort lautet: Es ist die 'Ideologie', also ein Komplex von theoretischen und normativen Auffassungen des einzelnen, die ihm dadurch über die Versuchung zum Trittbrettfahren hinweghilft, daß er mit dieser 'Ideologie' nicht in Widerspruch geraten will. Diese 'Ideologie' interpretiert North als "Sparmaßnahme: Mit ihrer Hilfe richtet sich der einzelne in seiner Umwelt ein; sie liefert ihm seine 'Weltanschauung', so daß sein Entscheidungsprozeß vereinfacht wird." (North 1988, 50)

North vermeidet den Fehler, den viele Autoren machen, wenn sie Dinge wie Ideologie, Moral, Normen und Tabus, Altruismus nur additiv in das ökonomische Forschungsprogramm aufnehmen, indem sie nämlich diese Dinge lediglich als Argumente in der üblichen Nutzenfunktion erscheinen lassen. Diese schlichte additive Erweiterung einer Nutzenfunktion wird häufig damit begründet, daß Menschen sich in ihrem Verhalten nicht nur von einem Motiv, dem Egoismus, sondern offensichtlich von einer Vielzahl von Motiven leiten lassen, die daher in die Nutzenfunktion aufzunehmen wären. North fügt die Ideologie nicht einfach additiv hinzu, sondern er unterzieht die Ideologie zunächst einer ökonomischen Interpretation, bevor er sie in seine Überlegungen einbezieht: "Ideologie ist eine Sparmaßnahme". Erst mit dieser Neuinterpretation der 'Ideologie' in Hinsicht auf das ökonomische Problem, also als Instrument der Nutzenmaximierung, ist die 'Übersetzung' wirklich gelungen, erst jetzt ist die Adaptation vollzogen. North hat gezeigt, wie das, was Soziologen als 'Ideologie' bezeichnen mögen, aus der Sicht eines Ökonomen aussieht, und erst jetzt kann er im ökonomischen Problemkontext mit dieser Kategorie sinnvoll umgehen. - Daß North nach dieser Exposition in der tatsächlichen Durchführung seiner Überlegungen in diesem Buch mit der 'Ideologie' praktisch überhaupt nicht mehr arbeitet, zeigt, daß die Integration dieser Fragestellung zwar systematisch, aber nicht konkret gelungen ist.

Interdisziplinäre Forschung setzt Übersetzen von einem Schema in das andere voraus. Oftmals produzieren solche Übersetzungsversuche Trivialitäten oder gar offenkundigen Unsinn, aber das ist kein Grund, sie generell für sinnlos zu halten. Oft scheinen solche Übersetzungen rein semantischer Natur zu sein, aber auch das stellt ihre Rolle im interdisziplinären Forschungsprozeß nicht grundsätzlich infrage. Solche rein semantischen Umformulierungen sind ex post immer möglich. Auch wenn Versuche, sie ex ante fruchtbar zu machen (vgl. Zintl 1986, 232), wenig erfolgreich sein

sollten, vermögen sie immer noch zu der Bestimmung der 'Entsprechungen' in den verschiedenen Forschungsprogrammen beizutragen. Daß solche Umformulierungen in das Schema der Ökonomik ganz ohne prognostischen/erklärenden Ertrag bleiben (müssen), steht allerdings nicht zu erwarten, da allem menschlichen Tun die Knappheit, die das Problem der Ökonomik ausmacht, inhärent ist und bleibt.

7. Interdisziplinarität unter den Bedingungen des Imperialismus

Einzelwissenschaften sind durch 'Problem' und 'Schema' konstituiert. G.S. Becker sagt, daß der ökonomische Ansatz in einer "fast tautologischen Art" geschlossen wird (1982, 6). W. Stegmüller ist vorsichtiger: "Der Grundkern einer Theorie ist zwar nicht völlig leer, wie eine Tautologie, doch er ist 'fast leer', und das verhindert die empirische Falsifikation des Grundgesetzes einer Theorie." (1981, 299) Beide Autoren meinen Ähnliches. Ein Schema ist deswegen nicht ganz leer, weil es - unter Bezug auf das 'Problem' - bestimmte Dinge ausschließt. So kann das Schema der Ökonomik ein moralisches "motive of its own" (so kritisch Vanberg 1988a, 164) neben dem individuellen Nutzen nicht zulassen, es sei denn in der wenig überzeugenden Hilfskonstruktion, daß Moralbefolgung zu einer - egoistischen, was sonst? - 'Präferenz' oder 'Metapräferenz' (um)gedeutet wird (vgl. Zintl 1986, 232). Das Wohlergehen anderer kann nur als Argument in der - egoistischen, was sonst? - Nutzenfunktion auftreten. Die 'Welt' der Ökonomik besteht eben nur aus Präferenzen und Restriktionen und aus sonst gar nichts: Wer anderes 'ansetzt', wer anders 'schematisiert', verläßt diese (Einzel-)Wissenschaft. Analoges gilt für die anderen Sozialwissenschaften, sofern sie über ein Schema verfügen.

Damit wird die Frage entscheidend, welche Bedeutung den so gewonnenen Ergebnissen der Ökonomik zukommen kann. Es ist das Problem, das bei allen Einzelwissenschaften auftritt und das anläßlich der imperialistischen Ansprüche der historisch ersten Einzelwissenschaft, der Newtonschen Physik nämlich, eines der bedeutendsten Bücher der Philosophie initiiert hat, die Kritik der reinen Vernunft von I. Kant aus dem Jahre 1781. Deren Resultat besteht, für alle Einzelwissenschaften verallgemeinert, in folgendem: Ergebnisse, die unter den sehr restriktiven Annahmen und methodologischen Vorschriften einer Einzelwissenschaft gewonnen worden sind, betreffen immer nur Aspekte der komplexen Wirklichkeit und dürfen nicht als Aussagen über die Wirklichkeit im ganzen genommen werden. Wie im 18. Jahrhundert die Physik imperialistisch war und die Freiheit des Menschen in ihr nicht vorkam und nicht vorkommen konnte, so sind Ökonomik und Soziologie, Politologie, Psychologie und Soziobiologie heute gleichermaßen imperialistisch. Imperialismus ist die Voraussetzung für Einzelwissenschaften, nur eine - hinsichtlich der 'Gegenstände', nicht jedoch hinsichtlich der Fragestellung - prinzipiell imperialistische Einzelwissen-

schaft entwickelt jene heuristische Fruchtbarkeit, die den Wissensfortschritt in der modernen Welt ermöglicht hat. - Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei betont, daß diese Ausführungen paradigmatisch gemeint sind; das schließt nicht aus, daß es pragmatisch 'Gegenstandsbereiche' von Einzelwissenschaften gibt, die zeitweilig bevorzugt werden, etwa weil hier die Forschung besonders ertragreich ist. Man sollte diese Konzentration auf bestimmte 'Gegenstandsbereiche' aber eben pragmatisch begründen, nicht jedoch (bereichs)ontologisch zu rechtfertigen versuchen: Die Ökonomik hat soeben solche Grenzziehungen - 'Bereich der Wirtschaft' o.ä. - mit Erfolg hinter sich gelassen.

Wenn die Erkenntnisse der Einzelwissenschaften für Aussagen über die ganze Wirklichkeit genommen werden, dann haben wir es mit einem unzulässigen, methodologisch unreflektierten 'Reduktionismus' zu tun. In dieser Hinsicht kann man die Ausführungen von R. Dahrendorf in seinem Homo Sociologicus nur nachdrücklich unterstützen, und es ist nach unseren Argumentationen kein Zufall, daß sich Dahrendorf zur Stützung seiner Überlegungen auf Kant beruft (1986 und 1986a).

Das Erklärungsschema ist systematisch auf die Problemstellung bezogen. Wenn das richtig ist, kann eine Integration, bescheidener: interdisziplinäre Forschung, nur gelingen, wenn alle Elemente eines Schemas auf die Probleme zurückbezogen werden, durch welche die kommunizierenden Einzelwissenschaften konstituiert sind. Rollenverhalten einerseits und Bewältigung von Knappheitsfolgen andererseits schließen sich keineswegs aus, sie können einander vielmehr ergänzen: Rollenbefolgung ist ökonomisch rekonstruierbar, wie umgekehrt ökonomische Wahlhandlungen durchaus unter den Zwängen, d.h. ökonomisch: Kosten, von Rollenerwartungen stehen. Um ein anderes Beispiel dafür zu geben, wie mit einzelwissenschaftlichen Resultaten umzugehen ist: Ob es 'in der Wirklichkeit' so etwas wie 'Altruismus' gibt, ist genau nicht die Frage der Ökonomik; die Ökonomik kann dann herangezogen werden, wenn es um die andere Frage geht, unter welchen Bedingungen das, was wir umgangssprachlich oder moralphilosophisch als 'Altruismus' bezeichnen und was die Ökonomik in dieser Form als vorgegeben betrachtet, als gesellschaftlich relevantes Phänomen auf Dauer Bestand haben kann (vgl. Homann 1989).

Einsichten dieser Art sind auch für die Moralphilosophie sehr wichtig. Wir gewinnen sie nur, wenn wir das Argumentationsschema der Einzelwissenschaften konsequent durchhalten. Die Integration einzelwissenschaftlicher Ergebnisse muß behutsam und methodisch sorgfältig vorgehen. Sie darf insbesondere nicht vorschnell den grundsätzlich imperialistischen Zug jeder Einzelwissenschaft aufgeben. Beliebte Formen, sich nicht durch einen solchen imperialistischen Anspruch zu exponieren, sind vor allem (1) der Appell zu Bescheidenheit und selbstkritischer Einschätzung der Forschungsergebnisse, (2) der Hinweis auf moralisch-politisch unerwünschte

Folgen - etwa des homo oeconomicus oder des homo sociologicus (vgl. Meckling 1976; Dahrendorf 1986, 1986a) - und (3) der Hinweis auf die Tatsache, daß die 'Wirklichkeit' viel komplexer ist als das einzelwissenschaftliche Modell oder Erklärungsschema.[4] Diese Hinweise und Empfehlungen reduzieren zwar Angriffsflächen, aber die Geschichte der modernen Wissenschaften zeigt, daß solche Strategien heuristisch unfruchtbar sind. Hüten muß sich eine Einzelwissenschaft vor dem Reduktionismus, den Imperialismus aber braucht sie nicht zu fürchten.

Anmerkungen

1 Dem "Schema" entspricht aus der gängigen Terminologie der Ökonomik am ehesten der Begriff "Modell" im Sinne eines "ökonomischen Erklärungsmodells". Da "Modell" in der Ökonomik aber auch viel weiter verwendet wird, z.B. "ökonometrisches Modell", sehen wir von dieser Begrifflichkeit ab. Die Begriffe "Annahme" und "Prämisse" sind zu eng auf einzelne Elemente dessen abgestellt, was wir "Schema" nennen. Die Übersetzung von "approach" durch den Begriff "Ansatz" käme als Bezeichnung für das Gemeinte durchaus infrage, aber uns scheint die mit "approach" noch verbundene aktive Komponente in "Ansatz" verlorengegangen zu sein. "Schema" ziehen wir vor in der Hoffnung, daß die Tätigkeit des "Schematisierens" durch den Forscher mit anklingt. Die gleiche Idee verfolgte offenbar auch R. Dahrendorf, wenn er den Homo Sociologicus des öfteren als "Postulat" qualifizierte (1986a, 197, 202ff.), aber dieser Wortgebrauch erscheint uns als zu gewaltsam. Aus der wissenschaftstheoretischen Diskussion kämen die Begriffe "Paradigma" oder "harter Kern des Forschungsprogramms" infrage. Den Begriff "Paradigma" meiden wir, weil er in der Fassung von T.S. Kuhn (1976) den - uns wichtigen - Spielraum bei der - bewußten - Wahl des "Schemas" gerade ausschließt. Am ehesten käme der Terminus "harter Kern des Forschungsprogramms" im Sinne von I. Lakatos (1982, 46ff.) infrage.

2 Einschränkend ist hier allerdings auf das von Becker selbst entwickelte Modell zu verweisen, das wir bereits oben angeführt hatten. Dort zeigt er, daß auf der aggregierten Ebene des Marktes normale Nachfragereaktionen auch mit irrationalem oder zufälligem Verhalten konsistent sein können.

3 Interessant sind zwei weitere Vorstellungen zum Verhältnis zwischen Ökonomik und Psychologie. B.S. Frey (1988) geht vom Phänomen der Überausweitung und Unterausdehnung des - "ipsativ" genannten - Möglichkeitsraums aus. Er erklärt den gesamten Zusammenhang mit Hilfe eines Zwei-Phasen-Schemas: Zuständig für die erste Phase, die Generierung des ipsativen Möglichkeitsraums, sei die Psychologie, während für die anschließende Wahl zwischen den so generierten Alternativen die Ökonomik das geeignete Erklärungsschema darstellt. Da das Individuum für B.S. Frey den Möglichkeitsraum auch strategisch einschränken kann, kann er selbst jedoch die Nichtzuständigkeit der Ökonomik für die erste Phase nicht durchhalten (vgl. 197ff.). Das Phasen-Modell von B.S. Frey denkt Interdisziplinarität additiv und erweist sich als unfruchtbar. - Einer anderen Vorstellung von Interdisziplinarität sind Frey/Gülker 1988 verpflichtet: Psychologische Erkenntnisse können die relativ groben Prognosen/Erklärungen der Ökonomik präzisieren, verfei-

nern etc. Fruchtbar erscheint daran, daß interdisziplinäre Forschung zusätzliche Aspekte in denselben Gegenstandsbereich einbringt, statt von einer Aufteilung in verschiedene Gegenstandsbereiche und einer Addition dieser Bereiche, für die verschiedene Disziplinen zuständig sind, auszugehen.

4 Diese Auflistung von Formen, aus der Einzelwissenschaft vorschnell 'auszusteigen', geht auf Diskussionen mit Studenten unserer Lehrveranstaltungen im Fach 'Institutionentheorie' an der Universität Witten/Herdecke zurück.

Bibliographie

Albert, H. (1978), Traktat über rationale Praxis, Tübingen

Azzi, C./R. Ehrenberg (1975), Household Allocation of Time and Church Attendance, in: Journal of Policital Economy 83, 27-56

Bartley, W.W. (1981), Eine Lösung des Goodman-Paradoxes, in: G. Radnitzky/G. Andersson (Hrsg.), Voraussetzungen und Grenzen der Wissenschaft, Tübingen, 347-357

Becker, G.S. (1982), Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens, Tübingen (zuerst 1976)

Biervert, B./J. Wieland (1987), Der ethische Gehalt ökonomischer Kategorien - Beispiel: Der Nutzen, in: B. Biervert/M. Held (Hrsg.), Ökonomische Theorie und Ethik, Frankfurt/Main-New York, 23-50

Brennan, G./J.M. Buchanan (1985), The Reason of Rules. Constitutional Political Economy, Cambridge

Buchanan, J.M. (1984), Die Grenzen der Freiheit. Zwischen Anarchie und Leviathan, Tübingen (zuerst 1975)

Cooter, R./P. Rappoport (1984), Were the Ordinalists Wrong About Welfare Economics?, in: Journal of Economic Literature 22, 507-530

Dahrendorf, R. (1986), Homo Sociologicus: Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle, in: ders., Pfade aus Utopia. Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie, München-Zürich, 4. Aufl., 128-194 (zuerst 1958)

- (1986a), Soziologie und menschliche Natur, in: ders., Pfade aus Utopia. Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie, München-Zürich, 4. Aufl., 194-211 (zuerst 1963)

Dawkins, R. (1978), Das egoistische Gen, Berlin-Heidelberg-New York (zuerst 1976)

Fleischmann, G. (1988), Nationalökonomie und sozialwissenschaftliche Integration, in: Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie 7, 20-37

Frey, B.S. (1988), Ein ipsatives Modell menschlichen Verhaltens. Ein Beitrag zur Ökonomie und Psychologie, in: Analyse & Kritik 10, 181-205

Frey, D./G. Gülker (1988), Psychologie und Volkswirtschaftslehre: Möglichkeiten einer interdisziplinären Zusammenarbeit, in: Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie 7, 168-191

Friedman, M. (1953), The Methodology of Positive Economics, in: ders., Essays in Positive Economics, Chicago, 3-43

Gähde, U. (1989), Zum Wandel des Nutzenbegriffs im klassischen Utilitarismus, in: ders./W.H. Schrader (Hrsg.), Der klassische Utilitarismus: Einflüsse - Entwicklungen - Folgen, Frankfurt (im Druck)

Gauthier, D. (1986), Morals by Agreement, Oxford

Goodman, N. (1975), Tatsache, Fiktion, Voraussage, Frankfurt/Main (zuerst 1955)

Hamermesh, D.S./N.M. Soss (1974), An Economic Theory of Suicide, in: Journal of Political Economy 82, 83-98

Homann, K. (1988), Rationalität und Demokratie, Tübingen

- (1988a), Philosophie und Ökonomik. Bemerkungen zur Interdisziplinarität, in: Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie 7, 99-127

- (1989), Entstehung, Befolgung und Wandel moralischer Normen: Neuere Erklärungsansätze (im Druck)

Kuhn, T.S. (1976), Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt/Main, 2. revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Aufl. (zuerst 1962 und 1969)

Lakatos, I. (1982), Die Methodologie der wissenschaftlichen Forschungsprogramme. Philosophische Schriften Bd. 1, Braunschweig-Wiesbaden (zuerst 1978)

Lindenberg, S. (1984), Preferences versus Constraints. A Commentary on von Weizsäcker's 'The Influence of Property Rights on Tastes', in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 140, 96-103

Machlup, F. (1955), The Problem of Verification in Economics, in: Southern Economic Journal 22, 1-21

- (1967), Theories of the Firm: Marginal, Behavioral, Managerial, in: American Economic Review 57, 1-33

McKenzie, R.B./G. Tullock (1984), Homo Oeconomicus: ökonomische Dimensionen des Alltags, Frankfurt/Main-New York (zuerst 1978)

Meckling, W.H. (1976), Values and the Choice of the Model of the Individual in the Social Sciences, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik 112, 545-559

Meran, J. (1988), Die Wirtschaft als Thema der praktischen Philosophie, in: D. Rahmsdorf/H.B. Schäfer (Hrsg.), Ethische Grundfragen der Wirtschafts- und Rechtsordnung, Hamburg-Berlin, 51-78

Nickles, T. (1980), Introductory Essay: Scientific Discovery and the Future of Philosophy of Science, in: ders. (Hrsg.), Scientific Discovery, Logic, and Rationality, Dordrecht, 1-59

North, D.C. (1988), Theorie des institutionellen Wandels. Eine neue Sicht der Wirtschaftsgeschichte, Tübingen (zuerst 1981)

Olson, M. (1968), Die Logik des kollektiven Handelns: Kollektivgüter und die Theorie der Gruppen, Tübingen (zuerst 1965)

- (1979), An Evolutionary Approach to Inflation and Stagflation, in: J.H. Gapinski/C.E. Rockwood (eds.), Essays in Post-Keynesian Inflation, Cambridge/Mass., 137-159

Popper, K.R. (1969), Conjectures and Refutations, London, 3. Aufl. (zuerst 1963)

- (1984), Logik der Forschung, Tübingen, 8. Aufl. (zuerst 1934)

Prisching, M. (1983), Über die Karriere einer Handlungstheorie. Der ökonomische Mensch auf dem Weg durch die Sozialwissenschaften, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 37, 256-274

Rawls, J. (1979), Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt/Main (zuerst 1971)

Rosenberg, A. (1984), On the Interanimation Between Micro and Macro-Economics, in: D. Hausman (ed.), The Philosophy of Economics, London, 324-359

Simon, H.A. (1966), Models of Man, Social and Rational, New York-London-Sydney, 4. Aufl. (zuerst 1957)

Stegmüller, W. (1981), Eine kombinierte Analyse der Theoriendynamik. Verbesserung der historischen Deutungen des Theorienwandels mit Hilfe mengentheoretischer Strukturen, in: G. Radnitzky/G. Andersson (Hrsg.), Voraussetzungen und Grenzen der Wissenschaft, Tübingen, 277-317

Tarascio, V.J./B. Caldwell (1979), Theory Choice in Economics: Philosophy and Practice, in: Journal of Economic Issues 13, 983-1006

Vanberg, V. (1988), Morality and Economics. De Moribus Est Disputandum, Original Papers No. 7, Social Philosophy and Policy Center, Bowling Green

- (1988a), Rules and Choice in Economics and Sociology, in: Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie 7, 146-167

Weber, M. (1982), Die 'Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. von J. Winckelmann, Tübingen, 5. Aufl., 146-214 (zuerst 1904)

Weizsäcker, C.C. von (1984), The Influence of Property Rights on Tastes, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 140, 90-95

Wiswede, G. (1988), Ökonomische Psychologie - Psychologische Ökonomie. Probleme und Befunde wirtschaftspsychologischer Forschung, in: Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 108, 503-592

Zintl, R. (1986), Ökonomisches Rationalitätskonzept und normorientiertes Verhalten, in: Jahrbuch für Neue Politische Ökonomie 5, 227-239